

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 3

Artikel: Ahasver im Cadillac
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sen die obligatorische Tour auf die Rigi, wo man schon Tausende, wenn nicht Abertausende antrifft.

Man versäumt nichts! Freizeit — Schlenderzeit? Unmöglich, da man alles schon vorausbezahlt hat, wie könnte man sich da auch nur das Geringste entgehen lassen. Man lacht dröhnend, jemand hat einen Witz in der guten Muttersprache erzählt, man radebrecht, man ist gerührt von einem verschämten Armen, der bettelt, man verträgt die Sonne von Siena nicht oder man verträgt sie vorzüglich, man bemängelt dies, man lobt jenes, aber abends ist man erschöpft — und vermag doch nicht einzuschlafen.

Unterwegs winkt man eifrig, so lange die Sonne nicht allzusehr sticht, man rollt in fünf Tagen durch fünf Länder, man frisst Landschaften und Eindrücke in sich hinein, um sie — die menschliche Natur rächt sich — dreissig Minuten später wieder völlig zu vergessen.

Überall aber wo immer man erscheint, trifft man schon auf vorhandene oder für morgen angemeldete neue Touristenschwärme. Die Hotelküchen an solchen Etappenorten arbeiten streng militärisch, Interpreten, Sub-Verkehrsdirektoren, Agenten, Wechsler haben hier symbolisch oder weniger symbolisch ihre Zelte aufgeschlagen und dirigieren die Schwärme weiter in alle Richtungen der Windrose. In ihrem Eifer, sich gegenseitig zu übertrumpfen, ziehen sie auch jene Landschaften und Gegenden in ihre monströsen Pläne mit ein, die bis heute noch im Dornröschenschlaf lagen. «Unbekannter Schwarzwald» lese ich da und «Italien abseits der Route». Zum Glück bleiben ihrer Organisationswut jenes Land, jene Täler entzogen, die über keine vorzüglichen Strassen verfügen. Hier wird augenblicklich das Fieber dieser Reise-Aufgerührtheiten noch nicht hingetragen, hier kann man unter Umständen noch lärmfreie Ferien machen.

Was das alles bedeutet? Man spricht von sozialen Errungenschaften und dass selbst der «einfache Mann» Ferien wie der reiche Engländer macht, und was der Tourist in diesem gehetzten Nomadenzug von Stadt zu Land und von dort zu See kennenlernt, hat mit echten Ferien überhaupt nichts mehr zu tun. Stippvisiten auf Rädern und in grosser Gesellschaft kann man das bestenfalls nennen.

Aber es «funktioniert». Darauf können Sie Gift nehmen! Seitdem man selbst Mathematiker in den grossen Reiseunternehmungen angestellt hat —

muss es ja einfach «klappen». Es klappt denn auch so vorzüglich, dass zum Beispiel Lindau in gewissen Wochen des Sommers einem Heerlager von Touristen gleicht. Lindau ist ein Beispiel unter vielen, dass mehr und mehr «malerische Städte» unseres Kontinents — das heisst solche Orte, wo ein Standbild mehr, ein Brunnen mehr, ein paar alte Giebel mehr gezeigt werden können — förmlich von den Touristenmassen vergewaltigt, ja erdrosselt werden; was bleibt ist eine fiebernde Ansammlung von Menschen, nichts mehr (und die guten Geschäfte jener, die an solchen Ansammlungen gehörig verdienen).

Schliesslich kommt man zurück und erholt sich. Vergessen hat man alles. Man verwechselt Bernini mit Michelangelo und den Chianti mit dem Beaujolais. Man schläft den «Rausch» aus und entdeckt vielleicht in einer Ecke vor dem Haus Onkel Joseph, der vergnügt Pfeife raucht. Auch er war in den «Ferien». Auf dem Hügel dort im Süden. Dort hat er mehr gesehen als alle «Welt-Touristen» der grossen Familie zusammen.

Adolf Guggenbühl

A H A S V E R I M C A D I L A C

Ort: Die Strasse am linken Bodenseeufers
Zeit: Ein strahlender Novembersonntag

An unserm Wagen muss ein Pneu ausgewechselt werden. Da aber die Winde nicht funktioniert, müssen wir einen der hundert vorüberfahrenden Automobilisten bitten, uns für ein paar Minuten auszuhelfen. Eine Kleinigkeit? Versuchen Sie es einmal! Es braucht viele vergebliche Bemühungen, bis der barmherzige Samariter entdeckt ist, und auch er und seine Begleiter äussern während der Behebung der Panne alle Zeichen von Ungeduld und lassen deutlich merken, wie unangenehm es ihnen ist, wegen uns fünf volle Minuten verloren zu haben.

Warum sind diese Automobilisten so ungefällig? Aus Bösartigkeit, aus Egoismus doch sicher nicht. Ich bin überzeugt, jeder einzelne würde uns unter andern Umständen gern eine Gefälligkeit erwei-

sen, die mehr Opfer forderte, nur nicht gerade jetzt, wo er pressiert ist. Dass er keine Zeit hat, davon ist er fest überzeugt, und man sieht es ihm auch an.

Aber warum haben es diese Autofahrer eigentlich so eilig? Machen sie bei einem Rennen mit, wo hohe Preise locken? Durchaus nicht. Müssen sie zu einer wichtigen Sitzung? Doch kaum, es ist ja Sonntag. Und doch sind sie felsenfest davon überzeugt, keine Minute verlieren zu dürfen. Ist das nicht merkwürdig?

Jeden Sonntag rasen Tausende, wie vom Teufel gehetzt, über unsere Landstrassen. Obschon sie auf einer Vergnügungsfahrt sind, haben sie keine Zeit, sich dem Vergnügen hinzugeben. Sie haben keine Zeit, um an einem besonders schönen Punkt anzuhalten und die Aussicht zu betrachten. Sie haben keine Zeit, das Innere einer schönen alten Kirche zu besuchen. Sie haben keine Zeit, eine Blume am Weg zu pflücken.

Was ist nun das Ziel der Raserei? Gewöhnlich nicht mehr als irgendeine Wirtschaft, wo gegessen und getrunken wird. Aber auch dort nehmen sie sich kaum Zeit, beim schwarzen Kaffee die Zigarre in Ruhe fertig zu rauchen. Es treibt sie weiter. Sie müssen noch einen langen Weg zurücklegen, noch nach Schaffhausen oder Stein am Rhein, nicht etwa um dort auszusteigen, sondern um dort durchzufahren. Bei Sonnenuntergang kehren sie dann müde nach Hause zurück, um sofort den Radio einzuschalten, um auch dann, wenn der Motor nicht mehr läuft, nicht zur Besinnung zu kommen.

Ist das Automobil schuld an dieser Hetzerei? Doch kaum. Das Automobil, wie jede Maschine, wurde ja geschaffen, um den Menschen zu dienen, um Zeit zu gewinnen. Aber in unsern Händen wird aus einem Diener ein Dämon, wir werden seine Sklaven. Aus dem Sonntag, dem Tag, den Gott gemacht, der bestimmt ist zur Erholung, zur Einkehr (nicht zum Einkehren), wird eine wilde Hetzjagd. Der Sonntag, der als Ruhepause von dem Hasten und Jagen des Erwerbslebens dienen soll, wird von einem Ruhetag zu einem Tage besonderer Unruhe degradiert. Warum? Das schlechte Gewissen ist ein Charakteristikum unserer Zeit. Es macht, dass wir wie Ahasver, der ewige Jude, immerwährend auf der Flucht vor uns selbst sind, und weil wir im Zeitalter der Technik leben, erfolgt diese Flucht im 100-km-Tempo.

(Aus dem demnächst im «Schweizer-Spiegel»-Verlag, Zürich, erscheinenden neuen Buch von Adolf Guggenbühl «Kein einfach Volk der Hirten»).

H E R R H I T L E R

I M B I S T R O

Die Franzosen begnügen sich nicht damit, sich gegenseitig einen «Guten Tag» oder «Guten Abend» zu wünschen. Zusätzlich fragen sie immer sofort danach, wie es dem Gegenüber geht, ob es sich um ein schnelles Gespräch im Vorübergehen auf der Strasse oder um ein langes Telefongespräch handelt. «Comment ça va?» ist die klassische Frage. — «Wie geht es?» Die Antwort darauf ist unter Franzosen in den meisten Fällen: «Ça va mal!» — «Es geht schlecht!» Beides, bauerliche Vorsicht und verkappter Stolz, lassen die Franzosen so sprechen.

Ort: Auf der Terrasse eines grossen Cafés in Köln am Rhein.

Zeit: Kanonen statt Butter. (Für die jüngeren unter den Lesern — und damit sie es nicht so schnell vergessen — 1938.) Ich frühstückte. Die Butter in Köln war damals klein und bleichsüchtig. Nach Farbe und Grösse sah das Stückchen Butter so aus, als habe eine der Domtauben etwas auf den Teller fallen lassen. In Europa und unter Menschen, die sich unter ein totalitäres System gebeugt haben, tut man gut daran, Ausländer zu sein. Totalitär beherrschte Menschen schinden die eigenen Landsleute gern und viel. Den Ausländern wollen sie aber gern und oft beweisen — jedenfalls war es damals so —, dass sie eben doch keine Barbaren sind. So bat ich den Kellner — und ich bemühte mich dabei, einen kleinen unverfänglich fremden Akzent in meine Sprache zu bringen —, er möge mir noch etwas Butter bringen. Der Kellner war mager, dürr und verhärtet. Eilfertig ging er und bald kam er mit der Nachricht: «Leider ist keine Butter mehr da, aber es gibt noch etwas Konfitüre ...» Mit leichtem Lächeln fragte ich — immer noch mit etwas fremdem Akzent, aber auch wieder nicht so, dass er mich unbedingt für einen Ausländer halten musste, denn was konnte alles daraus entstehen, wenn man solche Spässe machte —: «Und wie geht es sonst in Deutschland?»